



Leseprobe aus: von Ziegesar, Dark Horses, ISBN 978-3-407-74795-2  
© 2017 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel  
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74795-2>

# I Merritt

Meine Reaktion, wenn etwas Bestimmtes von mir erwartet wurde? a) Ich flüchtete, b) ich setzte alles gründlich in den Sand oder c) beides auf einmal. Statt die Katastrophe angesichts des drohenden Scheiterns so gut wie möglich zu umschiffen, sorgte ich anscheinend lieber direkt dafür, dass sie eintrat, damit ich das Ganze zu Recht als Katastrophe bezeichnen und mich in meinem Versagen suhlen konnte. Und die Enttäuschung meines Gegenübers war dann so eine Art verdrehter Triumph für mich – nach dem Motto: Siehst du, wozu du mich getrieben hast? Ich hab dir doch gesagt, dass ich's versauen würde.

Die aktuelle Katastrophe bahnte sich schon gestern an, als ich beschloss, auf eine Party zu gehen, anstatt brav zu Abend zu essen und mich früh schlafen zu legen. Meine Eltern waren bei der Präsentation eines Films über Pythagoras von einem ihrer ehemaligen Studenten. Für mich hatten sie Sushi bestellt und mir das Versprechen abgenommen, dass ich um zehn im Bett sein würde.

Sobald sie weg waren, machte ich mich auf den Weg.

Zwar kannte ich die Gastgeberin, Sonia Kuhnhardt aus der Elften an der Chace, nicht besonders gut, aber sie wohnte in

der Nähe des Lincoln Centers, was nicht weit von mir war. Und die Mädchenprivatschulen an der Upper East Side, wie eben Chace oder Dowd, waren ohnehin so klein, dass jeder jeden schon mal gesehen hatte und es sich anfühlte, als würden wir einander alle kennen, auch wenn es gar nicht so war.

Sonia wohnte in einem Stadthaus, keinem Apartment. Auf den Stufen davor saßen Mädchen und rauchten, aus den geöffneten Fenstern schallte Musik. Die Küche war groß und ziemlich chaotisch. Auf der Arbeitsplatte stand eine Reihe von Weinkartons mit Weingläsern daneben. Typisch Privatschulsnob, auf einer Party Wein statt Bier zu servieren, aber mir kam das gerade recht – Wein wirkte schneller.

Ich schnappte mir ein Glas und einen ganzen Karton und nahm beides mit zu der riesigen Wohnlandschaft, an deren einem Ende ich mir einen einsamen Platz sicherte. Schließlich war ich nicht hier, um Kontakte zu knüpfen, sondern um den SAT, den College-Eignungstest, aus meinem Gedächtnis zu radieren, der mir am nächsten Morgen bevorstand. Ich stellte den Weinkarton auf den Couchtisch, zapfte mir ein Glas und stürzte es hinunter, obwohl ich fast würgen musste, so ekelhaft süß war das Zeug. Mein Kater würde ein derart ausgewachsenes Exemplar werden, dass ich ihm einen Namen geben sollte. Gunther. Voldemort. Luzifer. Die Bestie. *Tut mir leid, dass ich den Test verhauen habe – schuld ist nur die Bestie.*

»Hi.« Ein blonder Typ, der mit mäßigem Erfolg versuchte, sich einen Schnurrbart wachsen zu lassen, setzte sich neben mich. »Gehst du auch mit Sonia auf die Chace?«

Ich nickte. Das musste reichen. Ich hatte keine Ahnung, wie man mit Jungs redete. Brüder hatte ich keine und in der Schule auch nur mit Mädchen zu tun, seit ich letzten Sommer auf die Dowd gewechselt war.

Der Junge trank Wasser oder zumindest sah es danach aus. »Ich bin Sonias Bruder Sam. Wir sind Zwillinge. Wie heißt du?«

Ich nahm einen weiteren Schluck von dem fiesen Wein, bevor ich antwortete: »Merritt. Wie der Merritt Parkway.«

Sam grinste. »Deine Eltern haben dich nach einer Schnellstraße benannt?«

Wieder nickte ich. »Jepp.«

Und das war das letzte Wort, dass ich den ganzen Abend sagte, jedenfalls bis ich diverse Gläser mehr intus, »den schönen weißen Teppich ganz versaut« und Sam mir ein Taxi gerufen hatte, dessen Fahrer ich meine Adresse nennen musste. Als ich in der Wohnung ankam, waren meine Eltern noch nicht da, also durchwühlte ich den Arzneischrank und piff mir zwei von den Schmerztabletten rein, die Dad für seinen Kniesehnenriss verschrieben bekommen hatte. Die knockten mich sofort aus. Mission erfüllt.

»Bisschen Meersalz?« Mom schob die Salzmühle neben meinen Ellenbogen und berührte dann mit den Fingerspitzen ihre Zehen, sodass sich ihre violette Lycraleggings über ihren muskulösen Beinen spannte. Ihre Hüften knackten.

Es war Morgen. Der Morgen des Eignungstests.

»Na, da muss wohl jemand an seiner Gelenkigkeit arbei-

ten«, rief Dad fröhlich aus dem Wohnzimmer, wo er gerade Sit-ups machte.

Meine Eltern waren beide die totalen Gesundheitsfanatiker. Sie arbeiteten als Professoren an der Columbia und joggen jeden Tag zur Uni und zurück. Als sie mich bekamen, waren sie schon über vierzig, und es schien, als versuchten sie, einen Wettlauf gegen die Zeit zu gewinnen, indem sie jedes Jahr fitter wurden. Vor ein paar Jahren waren sie noch Halbmarathons gelaufen. Jetzt musste es schon die volle Strecke sein. Ich ging lieber spazieren. Außerdem war ich mir ziemlich sicher, dass der ganze Sport, den sie zusammen trieben, so was wie eine selbst verordnete Zeit der Zweisamkeit war, zwei Fliegen mit einer Klappe sozusagen. Meine Eltern waren extrem praktisch veranlagt. Wieso sollte man nicht gemeinsam trainieren, anstatt jeder für sich ins Fitnessstudio zu rennen und dann zum Paartherapeuten zu müssen? Ich war mir allerdings nicht ganz sicher, wie gut das funktionierte. Diese gezwungene gute Laune, die ständig bei uns herrschte, war so was von verlogen, wenn nicht sogar gruselig. Aber was wusste ich denn schon? Trübsal war mein zweiter Vorname.

Auf meinem Teller glibberten Rühreier und Grünkohl. Die Bestie leistete ganze Arbeit. Ich schob meinen Stuhl zurück. »Ich muss los«, sagte ich. Was ich vor allem musste, war dringend an die frische Luft.

»Zeig's ihnen!«, feuerte Dad mich vom Fußboden an, während ich schon zum Aufzug stapfte.

»Ohne Nervennahrung wird das aber nichts mit dem Test«, hielt Mom mich auf und steckte mir ein Frischhaltebeutel-

chen mit Mandeln in die Tasche meiner Kunstlederjacke. Ich drehte den Kopf zur Seite, damit sie meine Weinfahne nicht roch. »Mach dir keinen Stress, ist alles nicht so wichtig.«

Na klar. Ich hasste es, wenn sie so tat, als hätte sie keinerlei Erwartungen an mich, weil sie fürchtete, ich könnte wieder ausrasten und Amok laufen.

So ging das jetzt schon seit dem Tod meiner Großmutter Gran-Jo im letzten Frühling, als ich mich wochenlang geweigert hatte, in die Schule zu gehen oder auch nur mein Zimmer zu verlassen. Damals hatten meine Eltern versucht, mich zu einem Psychologen zu schleppen, aber ich war einfach nicht zu den Terminen aufgetaucht. Schließlich war ich von meiner großen öffentlichen Schule an die Dowd Preparatory School gewechselt, obwohl das Schuljahr schon fast um war. Aber selbst an der winzigen Dowd verwandelte ich mich von einer guten Schülerin mit vielen Freunden zu einem Mädchen, das immer gerade so eben durchflutschte, am liebsten allein in seinem Zimmer hockte und sich Realityshows wie *Die Duggars – 19facher Kindersegen* oder *Hier kommt Honey Boo Boo* reinzog. Gran-Jo war der wichtigste Mensch in meinem Leben gewesen und mit einem Mal war sie nicht mehr da. Tat mir ja leid, dass ich meine Trauer um sie nicht einfach so abstellen konnte.

»Ich schreib dir, wenn ich fertig bin«, versprach ich Mom und ging.

Um von unserer Wohnung am Riverside Drive zur Dowd Prep zu kommen, musste ich den Bus quer durch den Cen-

tral Park und rüber zur Lexington Avenue nehmen. Vorher kaufte ich mir eine Dose Red Bull und trank sie unterwegs, aber die Bestie war stärker. Meine Hände zitterten. Ein kalter Schweißfilm überzog meine Lider. Ich fror und gleichzeitig war mir unerträglich heiß. Und meine Knie fühlten sich an wie Gummi.

»Handys und andere elektronische Geräte gehören zu Ihren Jacken in die Spinde«, verkündete Mrs K, unsere Aufsicht, gerade, als ich mit zwei Bleistiften Härtegrad zwei in der Faust am letzten freien Tisch in der Turnhalle Platz nahm. Mrs Ks Nachname war griechischen Ursprungs und klang ein bisschen wie »Klitoris«, also hatte sie sich aus nachvollziehbaren Gründen mit »Mrs K« abgefunden. »Und falls jemand zur Toilette muss, dann bitte sofort, ansonsten ist die nächste Gelegenheit in der Pause in genau einer Stunde und fünfzehn Minuten.«

Ich stand auf. Meine Bleistifte rollten vom Tisch auf den Boden.

»Miss Wenner, müssen Sie zur Toilette? Geht es Ihnen nicht gut, meine Liebe?«, fragte Mrs K besorgt. »Sie sehen so blass aus.«

Ich nickte und ignorierte die anklagenden Blicke meiner Klassenkameradinnen, besonders Amora Wells und Nadia Grabcheski, den nervigsten von allen. Die zwei posteten ständig Selfies auf Instagram, entweder mit den blauen Rosetten, die sie auf irgendwelchen Reitturnieren in Florida gewonnen hatten, oder den neuesten maßangefertigten Decken mit Monogramm für ihre eleganten Ponys. Kurz nach Gran-Jos

Tod war ich auf einer Party sogar mal zu ihnen gegangen, um übers Reiten zu plaudern, aber sie hatten mich nur schief angestarrt, als redete ich völlig Kauderwelsch. Vielleicht hatte ich das auch. Damals hatte die Traurigkeit eingesetzt, und je trauriger ich wurde, desto mehr wollte ich mich betrinken. Am Morgen danach hatte Amora ein unscharfes Foto von mir auf Instagram gepostet. Darauf hockte ich zusammengesunken auf dem Boden vor dem Badezimmer und wartete. Die höhnische Bildunterschrift dazu lautete: »Dowd heißt vielversprechende neue Schülerin willkommen.« Nadia hatte es als Allererste gelikt. Wie es aussah, würde ich in näherer Zukunft wohl nicht das Wochenende in einem ihrer Landhäuser verbringen.

»Ich glaube, ich brauche nur kurz einen Schluck Wasser«, sagte ich zu Mrs K.

Ann Ware, meine beste Freundin, oder eher Ex-Bestefreundin, runzelte besorgt die Stirn, während ich auf die Erlaubnis wartete, die Turnhalle zu verlassen. Ann und ich waren zusammen in der Grundschule und in der Mittelstufe gewesen. In der neunten Klasse hatte sie an die Dowd gewechselt, darum hatten meine Eltern gedacht, es würde mir hier auch gefallen.

»Na schön, gehen Sie«, sagte Mrs K. »Aber beeilen Sie sich.«

Also rannte ich los. Aus der Turnhalle zu meinem Spind, wo ich meine Jacke holte. Und dann raus aus der Schule.

Es war Mitte Oktober, aber immer noch warm. Ein paar der Blätter an den Bäumen waren schon golden oder bronzerot

verfärbt, aber sie klammerten sich stur an die Zweige und weigerten sich zu fallen. Ich spürte das Gewicht meines Handys in der Tasche und überlegte, meine Eltern anzurufen. Ich könnte sagen, es ginge mir nicht gut, nach Hause fahren und zurück ins Bett kriechen. Aber nach Hause wollte ich nicht.

Die Station an der 86<sup>th</sup> Street war nur einen kurzen Fußmarsch entfernt und die U-Bahn fast leer. Selbst für Touristen war es an diesem Sonntagmorgen noch zu früh. So verkattert, wie ich war, hätten mich die Dunkelheit und das sanfte Schaukeln wahrscheinlich ziemlich schnell in den Schlaf gewiegt, aber da fiel mein Blick auf zwei schicke ältere Damen. Sie steckten die Köpfe zusammen, tuschelten und lachten wie Schulmädchen. Vielleicht waren sie ja miteinander aufgewachsen und kannten sich seit Ewigkeiten. Die größere von beiden trug Gucci-Slipper, die mit goldenen Pferdetrensen verziert waren. Sie reichte ihrer Freundin einen Lippenstift und hielt ihr dann einen aufgeklappten Taschenspiegel hin, damit sie ihn auftragen konnte. An der 59<sup>th</sup> Street kam die Bahn ruckartig zum Stehen und die Große erhob sich unvermittelt, ohne an ihre Handtasche zu denken, die offen auf ihrem Schoß lag. Der Inhalt ergoss sich durchs halbe Abteil.

»Schnell«, schimpfte ihre Freundin und bückte sich, um die verstreuten Sachen aufzuheben. »Wir müssen hier aussteigen!«

Ich stolperte einem ausgebüxten Brillenetui hinterher und reichte es der Großen.

»Meine Gleitsichtbrille!«, keuchte sie. »Danke, du bist ein Engel.«

»Die ist nämlich von Chanel«, hauchte ihre Freundin übertrieben ehrfürchtig, um sie zu necken.

Dankbar lächelnd hasteten sie aus der Tür, kurz bevor diese sich schloss. Ich sah zu ihnen raus, während der Zug wieder anfuhr. Sie fächelten sich lachend Luft zu und nahmen dann die Rolltreppe hoch zu Bloomingdales.

Unter der Sitzbank mir gegenüber rollte etwas hin und her. Es war eine grüne Pillendose, die auch aus der Handtasche der Dame gefallen sein musste. Ich kniete mich hin und hob sie auf.

Die Tabletten waren weiß und sahen harmlos aus. »Bei Hüftschmerzen alle vier Stunden einnehmen«, stand auf dem Etikett. Der Wagen um mich war leer. Ich öffnete das Döschen, schluckte zwei Pillen und steckte es in meine Tasche.

Wenn mich in diesem Moment jemand gefragt hätte, wo ich hinwollte und was ich vorhatte, hätte ich ihm keine Antwort geben können. Ich war wie auf Autopilot.

An der 42<sup>nd</sup> Street stieg ich aus und nahm den Aufgang zur Grand Central Station. Früher war ich oft hier gewesen, wenn ich zu Gran-Jo nach Connecticut fuhr oder von dort wiederkam. Seit ihrem Tod hatte ich den Bahnhof nicht mehr betreten.

Ich starrte hoch zu der grünen, mit goldenen Sternen verzierten Decke, bis mein Nacken schmerzte. Dann ging ich die Treppe runter zur Oyster Bar, einem von Gran-Jos alten Stammlokalen. Der Laden wirkte mehr wie ein geheimer Tresorraum unter einer Bank oder die Katakomben einer Kathedrale als ein Restaurant. Jetzt um halb elf war noch alles

leer. Gran-Jo hatte am liebsten am Tresen gegessen. Ich zog den Reißverschluss meiner Jacke zu, damit man mein Dowd-Prep-T-Shirt nicht sah, und suchte mir einen Platz.

»Was kann ich für Sie tun, Miss?«, fragte der junge Typ hinter der Theke ziemlich schroff. Er war damit beschäftigt, Besteck in weiße Servietten einzurollen, und würdigte mich kaum eines Blickes.

»Einen Old Fashioned und zwei Wellfleets«, bestellte ich, ebenso schroff, Gran-Jos Stammcocktail und -snack. Eigentlich waren Austern nicht so mein Fall, aber irgendwie wäre es mir falsch vorgekommen, keine zu nehmen. Außerdem gefiel mir ihre natürliche Verpackung – rau und schmutzig außen und blaugräulich perltschimmernd innen.

Der Typ stellte meinen Drink und die Austern vor mich auf die Theke und widmete sich dann wieder seinen Servietten. Ich hielt mir die Nase zu, schlürfte eine nach der anderen die Austern und spülte sie mit dem Drink runter, der wie süßes Benzin schmeckte. Mit zusammengekniffenen Augen schluckte ich noch ein paarmal mehr, um sicherzugehen, dass auch nichts wieder hochkam. Gran-Jo musste wirklich einen Magen aus Stahl gehabt haben.

Außer meiner Metrocard hatte ich noch zwei Zwanziger in der Tasche. Einen davon legte ich auf die Bar, genau wie Gran-Jo es immer gemacht hatte, und verschwand dann aus dem Restaurant, bevor noch jemand merkte, dass sie gerade einer Minderjährigen eine nicht unerhebliche Menge Bourbon serviert hatten.

Der Zugfahrplan hatte sich kaum geändert, seit Gran-Jo